

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 59 (1988)
Heft: 8

Rubrik: Jahresversammlung VSA 1988, 18./19. Mai in Herisau (AR) :
Gründerideen für die heutige Zeit? : "3 Gründungen, 3 Persönlichkeiten,
3 Berichte"

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gründerideen für die heutige Zeit?

«3 Gründungen, 3 Persönlichkeiten, 3 Berichte»

Unter dem Titel «3 Gründungen, 3 Persönlichkeiten, 3 Berichte» hielten an der diesjährigen Jahresversammlung VSA, die am 18./19. Mai in Herisau (AR) stattfand, drei LeiterInnen von christlich geführten Institutionen drei Kurzreferate über die Geschichte ihrer Institutionen und die sie prägenden Persönlichkeiten. Im Zentrum stand dabei die Frage: Was haben oder hätten die Gründer unserer Institutionen uns in unserer gegenwärtigen Arbeit noch zu sagen? Schwester Christiane Jungo, Leiterin des Noviziates und Mitglied des Provinzrates des Klosters Ingenbohl, sieht die Gründerideen trotz äusserer Veränderungen im heutigen Institut der Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Kreuz in Ingenbohl noch erhalten. Martin Meier, Leiter des Beobachtungsheims für weibliche Jugendliche Heimgarten in Bern, hingegen bedauert, dass

die Begriffe Sittlichkeit und evangelischer Glaube, die den Gründerinnen der Evangelischen Frauenhilfe sowohl Impuls als auch Orientierung für ihr Handeln waren, heute nur noch belächelt werden und ohne ernsthaften Ersatz bleiben. Und Dr. Heinz Zindel, Präsident der Leitung und des Stiftungsrates des Werkes «Gott hilft» in Zizers, schliesslich hält fest, dass auch die heutige Stiftung «Gott hilft» eine diakonische Lebens- und Arbeitsgemeinschaft geblieben sei, die im Vertrauen auf die Hilfe und Führung Gottes ihre Arbeit tut, dass sich einzig Veränderungen organisatorischer Art im Laufe der Zeit aufgedrängt hätten. Die drei Referate, an der Jahresversammlung als Einheit dargeboten, werden dementsprechend hier gemeinsam abgedruckt. Sie erscheinen in ihrem Wortlaut, die Zwischentitel sind zum Teil von der Redaktion gesetzt.

Das Institut der Barmherzigen Schwestern vom heiligen Kreuz in Ingenbohl

Von Sr. Christiane Jungo, Ingenbohler Schwester, Brunnen

1. Ursprung der Gründung

Gemessen an der grossen Ordenstradition sind die sogenannten «Ingenbohlerschwestern» eine relativ junge Gründung. Sie geht zurück auf die Mitte des letzten Jahrhunderts und ist aus den Bedürfnissen jener Zeit entstanden. Bis dorthin gab es wohl viele Frauenklöster, die aber alle der kontemplativen Richtung angehörten. Klosterfrauen auf der Strasse hätte man sich noch nicht vorstellen können. Die Probleme des 19. Jahrhunderts verlangten aber eine andere Antwort und Präsenz der Kirche.

Die Schweiz stand in einer Phase des politischen, gesellschaftlichen und religiösen Umbruchs. Eine neue Zeit war am Kommen und äusserte sich:

1. in einem neuen Bewusstsein und *Lebensgefühl* der Bürger, das nach Freiheit und Mündigkeit rief und zu politischen Bewegungen führte (zum Beispiel Liberale und Konservative);
2. in einem neuen *Kulturbewusstsein*, das Schulbildung für alle forderte, aber auch bessere Betreuung der Kranken und Sterbenden sowie tatkräftige Hilfe für Verarmte, Waisen und Alte!
3. in vielen *technischen Errungenschaften*, die einerseits faszinierten und Erleichterungen brachten, andererseits zu ungeahnter Not führten, weil beispielsweise das Handwerk zum Teil durch Maschinen ersetzt wurde und in den Fabriken jede Form von Armut und Unterdrückung herrschte;



Sr. Christiane Jungo: «Von Mutter Maria Theresia (Mitbegründerin des Instituts Ingenbohl; Red.) lässt sich sagen, dass sie total verfügbar war, immer an das Gute glaubte und sich selbst in den Hintergrund stellte.»

5. in einem neuen *religiösen Bewusstsein*. Religion und Kirche sollten nicht auf ein besseres Jenseits vertrösten, sondern aktiv mithelfen, den wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und humanitären Fortschritt zu fördern und mitzutragen.

2. Die erste theodosianische Gründung: das Schulschwesterninstitut

Nun wissen wir, dass jede Zeit nicht nur ihre Probleme, sondern auch ihre Propheten hat, die in der Lage sind, die Zeichen der Zeit zu deuten und die Bedürfnisse wahrzunehmen. Ein solcher Prophet war *Pater Theodosius Florentini*, geboren 1808 in Müstair GR. Als junger Kapuziner schmiedete er im politisch heissen Baden der 30er Jahre Pläne für eine wirksame Hilfe für die vielfachen Nöte. So hielt er Schule und Caritas für die vordergründigsten Anliegen. Doch er musste erleben, dass sich die katholischen Kantone den Neuerungen gegenüber zurückhaltend verhielten. Das Alte und Bewährte sollte gepflegt werden und auch in einer neuen Zeit genügen. Theodosius griff deshalb zu einer Art Selbsthilfe, indem er die Gründung einer eigenen Ordensgemeinschaft erwog. Der Armut und Unwissenheit, dem Hunger und der Verdienstlosigkeit sollte durch den Einsatz der Schwestern abgeholfen und durch ihr Beispiel wieder mehr christliche Gesinnung geweckt werden.

In seinem vorübergehenden Asyl im Elsass (die Aargauer Regierung hatte 1841 einen Haftbefehl gegen ihn erlassen wegen angeblicher Volksaufwiegelung) nahmen seine Pläne deutlichere Gestalt an. In die Schweiz zurückgekehrt, legte er 1844 in *Altdorf* den Grund zu einem «*Schulschwesterninstitut*» mit einigen jungen Aargauerinnen, die er zu Lehrerinnen hatte ausbilden lassen und die nun an der Dorfschule Menzingen unterrichteten.

Auf die Neugründung wurde auch die 19jährige *Anna Katharina Scherer* von Meggen aufmerksam. Sie war 1825 geboren, hatte mit sechs Jahren den Vater verloren, musste deshalb bei Verwandten aufwachsen, konnte die Primarschule besuchen und war nach der Schulentlassung im Bürgerspital Luzern dem menschlichen Elend in allen Formen begegnet. Nach anfänglichem Widerwillen begann sie sich für die Krankenpflege und das religiöse Leben der dortigen Spitalschwwestern zu interessieren. Gegen den Widerstand der Verwandten schloss sie sich der theodosianischen Gemeinschaft an. Für ihre Umgebung war das Risiko einer Klostergründung zu gross in einer Zeit, da ringsherum Klöster aufgehoben wurden.

Unter der hervorragenden geistlichen und pädagogischen Leitung des Pater Theodosius wuchs sie in die *franziskanische* Lebensform und in die Schulpraxis hinein. 1845 begann sie als Sr. Maria Theresia ihr Wirken als Lehrerin. «Sie war die geborene Pädagogin», bezeugte Theodosius von ihr. Die junge Gemeinschaft wuchs rasch, so dass viele Gemeinden der Zentral- und Ostschweiz Schwestern für ihre Volksschulen wünschten.

3. Die zweite Gründung: das Institut der Barmherzigen Schwestern

Pater Theodosius, unterdessen Dompfarrer von Chur geworden, engagierte sich dort nicht nur als Seelsorger, sondern auch als ideenreicher Sozialapostel; denn für Randgruppen wurde vom Staat kaum gesorgt. 1850 berief Theodosius die 25jährige Sr. M. Theresia von der geliebten Schule weg als Armenmutter nach *Näfels*. Dort musste sie im *Freulerpalast* unter widrigsten Umständen 50 Arme und Verwahrloste betreuen, eine Industrieschule von 60 Mädchen führen, dazu die Haus- und Gartenarbeit überwachen. Durch ihren mütterlichen und tatkräftigen Einsatz wirkte sie bahnbrechend für die soziale Arbeit der Schweiz.

Nach einem weiteren Unterrichtsjahr in Menzingen hatte Pater Theodosius eine neue Aufgabe für die junge Schwester. Für den Aufbau einer geordneten Krankenpflege hatte er nämlich in der Planaterra in Chur ein kleines *Notspital* eingerichtet. 1852 wurde Sr. Maria Theresia als Leiterin dorthin gerufen. «Ich ging sehr ungern nach Chur», gestand sie schweren Herzens. Kaum hatte Theodosius die Zusage ihrer Mithilfe auf dem Gebiet der Kranken- und Armenpflege, wurde ein Neubau in Angriff genommen: das *Kreuzspital*. Die 27jährige Oberin, fortan Mutter M. Theresia genannt, pflegte die Kranken, verbesserte die Einrichtungen, las Arme und Verlassene von den Strassen auf. Durch ihr Gut-Sein und ihre Selbstlosigkeit wurde sie zum Vorbild für viele Mädchen, die sich der jungen Gemeinschaft anschlossen. In rascher Folge entstanden in Chur eine katholische *Volksschule*, ein *Pensio-nat* für höhere Mädchenbildung, ein *Waisenhaus* und in der Umgebung *industrielle Kleinbetriebe* (Seiden- und Baumwollweberei, Strohflechtere, Stickerei) als Arbeitsbeschaffung für Arme, entlassene Sträflinge, Bettler. In dieser Pionierzeit mit äusserster Geldknappheit und Anfeindungen aller Art bewährte sich das Organisationstalent Mutter Maria Theresias. Einige der Schwestern – oft auch Pater Theodosius – gingen auf Bettelreisen im In- und Ausland, besonders in Österreich – Ungarn. Dieser Umstand trug übrigens dazu bei, dass die Schwesterngemeinschaft in so kurzer Zeit weitherum bekannt wurde und Filialen auch im Ausland errichten konnte.

Die radikale Regierung von Chur war zwar zufrieden mit den Leistungen der Schwestern, jedoch sollte unter keinen Umständen ein neues Kloster entstehen.

Darum mussten alle Schwestern, die nicht direkt mit der Krankenpflege zu tun hatten, Chur verlassen. Mit seinem Spürsinn hatte Pater Theodosius eine verwahrloste Liegenschaft, den Niggischen Hof, in *Ingenbohl* entdeckt und gekauft. Mehr als fünf Franken soll er für die Anzahlung nicht besessen haben! Aber Gottvertrauen und Risikofreudigkeit zeichneten Theodosius ein Leben lang aus. 1856 zogen die Schwestern in die neue Behausung ein, in der es praktisch an allem fehlte. Hausgeräte und Nahrungsmittel mussten auf Kredit im nahegelegenen Dorf geholt werden. Trotzdem entstand in verschiedenen Etappen ein einfaches *Mutterhaus*. Im gleichen Jahr erklärte ein bischöflicher Entscheid die Lehrschwwestern in Menzingen und die Barmherzigen Schwestern in Ingenbohl zu zwei selbständigen Instituten. Beide sollten im schweizerischen Schul- und Heimwesen führende Rollen übernehmen. Wir dürfen wohl sagen, dass die theodosianischen Gründungen ohne die grosse Schar der treuen und opferbereiten Mitarbeiterinnen nicht hätten bestehen können. Wenn auch die meisten Schwesternnamen der Gründungszeit vergessen sind, so errangen sich doch zwei Frauengestalten einen bleibenden Platz in der schweizerischen Ordensgeschichte: *Mutter Bernarda Heimgartner* und *Mutter Maria Theresia Scherer*, die beiden ersten Generaloberinnen von Menzingen und Ingenbohl.

4. Die Entfaltung des Institutes von Ingenbohl, besonders unter Mutter Maria Theresia Scherer

Pater Theodosius war in den folgenden Jahren unermüdlich unterwegs als Prediger und Sozialreformer von europäischem Ruf. An Kongressen und Versammlungen im In- und Ausland trug er die Pläne einer modernen Sozialordnung vor.

Schritt zu halten mit solchen Plänen, war für die Frau Mutter von Ingenbohl fast ein Abenteuer. Freudig nahm sie zwar die *Fabrikheime* in ihr Programm auf, zögerte aber, als sich Pater Theodosius in gutgemeinte, doch gewagte Fabrikunternehmen

einliess. Er sah im Geiste Fabrikdirektoren mit christlichen Grundsätzen, darum Fabriken mit Gewinnbeteiligung der Arbeiter und ganze Familien im Genuss von Sozialleistungen. Sowohl in Böhmen als auch in der Schweiz fehlte es in den betreffenden Fabriken am nötigen Kapital und an gleichgesinnten Idealisten. Die *Camenzindsche Fabrik* in Ingenbohl konnte als einzige einige Jahre die Ideen Florentinis verwirklichen. Zu einer Zeit, wo Kinderarbeit mit 12–16 Stunden das Normale war, verschaffte er Waisen eine Halbtagsarbeit in der Baumwollweberei oder in der Buchbinderei unter der Anleitung von Schwestern. Die andere Hälfte des Tages war für Schulunterricht reserviert. Der Erlös der Arbeit kam vollumfänglich den Kindern zugute, indem alles auf ihr Sparheft einbezahlt wurde, so dass nach einigen Jahren ein Startkapital winkte.

Mitten in der Arbeit starb Pater Theodosios am 15. Februar 1865 – noch nicht 57 Jahre alt. Mutter Maria Theresia stand nun allein da mit der grossen Schuldenlast der zusammengebrochenen Fabrikunternehmen. Der Ruin des Klosters schien unaufhaltbar. In Treue und Pietät dem Stifter gegenüber übernahm sie mit den ersten Schwestern die ganze Konkursmasse und baute unverbrüchlich am Werk weiter. Gerade in dieser Zeit äusserster Not zeigte sich Mutter Maria Theresia in ihrer ganzen geistigen und menschlichen Grösse. Mit ihrer starken Persönlichkeit, mit ihrem Mut und Gottvertrauen, mit ihrer Menschenfreundlichkeit gelang es ihr, ein Programm zu verwirklichen, das zwar gemässiger war als das Florentinis, aber dafür dauerhafter. Ihr Gespür für die vielfältigen Nöte sowie die solide praktische Ausbildung der Schwestern ermöglichten es, im In- und Ausland den Problemen wirksam zu begegnen. Sie schickte ihre Schwestern zu den Armen, Kranken, Gebrechlichen, Alten, Gefangenen, Kriegsverwundeten. «Glaubt nicht, dass Ihr schöne Dinge tun dürft; dafür sind andere Leute da, dazu braucht es keine Barmherzigen Schwestern», sagte sie gerne und legte oft selbst Hand an, um über die ersten Schwierigkeiten hinwegzuhelfen. Die Not vieler Häuser und das Dunkel unzähliger Herzen hellte sie auf mit ihrem frohen, mütterlichen Wesen. Mutter Maria Theresia und ihre Schwestern sorgten für Waisen, Verding- und Fabrikkinder, für die Schulbildung der Jugend aller Altersstufen. Am liebsten war ihr das ganz arme, taubstumme, geisteskranke, behinderte Kind. Wie sich eines Tages eine Tochter zur Aufnahme ins Kloster anmelden wollte, hatte die Frau Mutter ein schwerbehindertes Kind auf dem Arm. «Wenn Sie ein solches Kind liebhaben können, dürfen Sie kommen», war die einzige Bedingung.

Da die Mitgliederzahl sprunghaft wuchs, wurde die soziale Tätigkeit der Ingenbohlerschwester immer vielschichtiger und weitgreifender. Um die Schwestern auch auf den entlegensten Posten in ihrem grossmütigen Einsatz zu stärken und die Ausbreitung des Institutes besser überblicken zu können, durchreiste Mutter Maria Theresia fast alle Länder Mitteleuropas bei primitivsten Verkehrsmitteln, oft zu Fuss, im Laufe der Jahre meistens in leidendem Zustand. Sie kannte jede der 1671 Schwestern und schrieb unzählige Briefe. Wo sie hinkam, wurde ihr nicht nur Verehrung und Bewunderung zuteil, sondern auch die Hochachtung, ja die Freundschaft von Staatsmännern, Herrscherhäusern und hochgestellten katholischen und protestantischen Laien. Als Ergänzung dazu soll eine kleine Episode zeigen, wie sie mit gleichem Charme auch mit Armen verkehrte:

«Es war auf dem Wege zwischen Ingenbohl und Schwyz, wo Mutter Maria Theresia häufiger Geschäfte wegen und aus Rücksicht auf ihre kranken Füsse das Klosterfuhrwerk benützte. Die arme Fränzi stand am Wegrand und lächelte ihrer Wohltäterin zu. Diese liess es aber nicht bei einem huldvollen

Gruss bewenden: «Komm, Fränzi, wo ich Platz habe, da hast du auch Platz, du guet's Fränzi.»

Von Mutter Maria Theresia lässt sich sagen, dass sie total verfügbar war, immer an das Gute glaubte und sich selbst in den Hintergrund stellte. Darum mag es um so mehr verwundern, dass sie auch Gegner hatte – und zwar von kirchlicher Seite her. Mit äusserer Gelassenheit und ohne Worte ertrug sie Anschuldigungen und Verleumdungen, bis die Wahrheit siegte.

Nach einem Leben der Tatkraft und Hingabe an Gott und die Menschen starb sie am 16. Juni 1888.

31 Jahre hatte sie als Generaloberin das Institut geleitet und geprägt. Das Verzeichnis meldete im Todesjahr 1689 Schwestern in 422 Häusern in der Schweiz, in Böhmen, in Jugoslawien, in der Steiermark und in Mähren. Auf die Schweiz allein entfielen 993 Schwestern und 306 Niederlassungen.

Davon waren:

Pensionate (Ingenbohl und Überstorf) 2, Schulen und Arbeitsschulen 62, Waisenhäuser 14, Armenanstalten 83, Spitäler 34, Kollegien und Seminarier 12, Kosthäuser für Lehrlinge und Kinder 8, Erziehungsanstalten 5, Taubstummenanstalten 2, Augenkliniken 1, Irrenanstalten 1, Kretinenanstalten 1, Privatkrankenpflege 65, Strafanstalten 4, Dienstboten-Asyle 2, Krippenanstalten 2, Kinderbewahranstalten 8.

Es ist nicht leicht, die aussergewöhnliche Persönlichkeit Mutter Maria Theresias in kurzen Zügen darzustellen.

Nach ihrem Tod schrieb *Karl Hilty*, ein protestantischer Jurist von internationalem Ruf, einen Nachruf über die Frau, die er genau kannte:

«Die Verstorbene, aus geringem Stande hervorgegangen, war eine jener geborenen Königinnen, wie ihre Namensschwester in Österreich, und hätte wahrscheinlich ebensogut einen grossen Staat wie den ihr anvertrauten Orden geführt. Sie war die ausgesprochenste Regentennatur, die wir jemals unter Frauen gesehen haben, von einem durchdringenden, entschlossenen, auf alle Schwierigkeiten des Lebens und ihres Berufes stets ruhig gefassten und bei aller gutkatholischen Religiosität merkwürdig vorurteilsfreien Geiste, endlich mit der vollen Lösung von allem persönlichem Egoismus ausgestattet, die das Geheimnis der Macht über die Menschen ist. Sie hatte u.a. in der Tätigkeit ihres Ordens an den deutschen Kriegen von 1866 und 1870/71 einen sehr intensiven Anteil genommen und war eine der heute wenig zahlreichen Persönlichkeiten unseres Landes, die gewissermassen in der alten Art des Militärdienstes mit hohen und höchsten ausländischen Personen in engen Beziehungen standen und wie mit ihresgleichen umgingen.» Politisches Jahrbuch der Schweiz. Eidgenossenschaft, 1888, S. 883).

5. Das Institut heute

Seit ihrem Tod sind 100 Jahre vergangen. Die zeitgeschichtlichen Krisen und Veränderungen haben die Entwicklung unseres Institutes mitgeprägt. Es zählt heute 6141 Mitglieder in 19 Provinzen (in sieben Ländern Europas, in Nord- und Südamerika, in Taiwan, Indien und Afrika) und 541 Niederlassungen. (Den Höchststand erreichte das Jahr 1940 mit 9638 Schwestern in 987 Häusern.) Die menschlichen und beruflichen Anforderungen sind differenzierter und umfangreicher geworden. Neue Aufgaben sind dazugekommen, manche der bisherigen wurden andern Institutionen übertragen.

Was ist vom Geist der Gründer geblieben?

Ein Artikel unserer Regel antwortet darauf:

Die Werke der christlichen Barmherzigkeit gehören zum Wesen einer tätigen Ordensgemeinschaft. Unsere Gründer besaßen ein ausgeprägtes soziales Empfinden. Sie verstanden es, auch andere für ihre Pläne zu begeistern. Aus ihrem Charisma heraus haben unsere Werke Gestalt angenommen. Offen für die Not der Menschen und verbunden mit Gott, wollen wir in ihrem Geist diese Werke weiterführen. Je nach Ländern, sozialen Verhältnissen und dem Auftrag der Ortskirche sind sie verschieden. Den wandelbaren Voraussetzungen entsprechend sind auch unsere Aufgaben wandelbar und werden stets zu überprüfen sein. Als Barmherzige Schwestern wollen wir nicht müde werden, neue Wege zu den Menschen zu suchen. Doch müssen wir auch den Mut haben, die Grenzen unserer Möglichkeiten zu sehen und die nötigen Entscheide zu treffen.

Infolge Nachwuchssorgen und Überalterung treten die Schwestern mehr und mehr aus der Öffentlichkeit zurück und überlassen die begonnenen Werke jüngeren und qualifizierten Laien. Die Abschiede tun zwar weh, weil die Schwestern mit

Land und Leuten verbunden sind, aber wir freuen uns auch, wenn viele Gemeinden die Bedürfnisse der heutigen Zeit wahrnehmen können, nachdem ein Heer von Ingenbohler-schwestern während über 100 Jahren – oft unter primitiven Bedingungen – kulturelle und soziale Pionierarbeit geleistet hat.

Und wenn wir früher auf die materielle Hilfe anderer angewiesen waren, so können wir heute – als Frucht des einfachen Lebensstils, der Gütergemeinschaft und der sozialen Leistungen des Staates – vielen Menschen in aller Welt helfen.

Die Zahl der betagten Schwestern ist stark gestiegen. Sie erfüllen jedoch eine wichtige Aufgabe: die des Gebets und des Leidens, um den Segen herabzurufen auf Kirche und Welt.

Ich wünsche, dass das tägliche Gebet Mutter Maria Theresias für die damaligen Schwestern auch für uns heutige gilt:

«Mach, dass sie in den Armen und Kranken deine Brüder sehen, sie alle wahrhaft und von Herzen lieben, ihnen in allem unverdrossen und mit aufrichtiger Freude beistehen, ihre Fehler und Klagen geduldig ertragen, das Böse stets mit Gutem vergelten...»

Evangelische Frauenhilfe

Von Martin Meier, Beobachtungsheim Heimgarten, Bern

Man tut immer mehr Böses, als man glaubt, wenn man Böses tut; aber immer auch mehr Gutes, als man ahnt, wenn man Gutes tut. Gutes und Böses begegnen sich je nachdem fruchtbar oder furchtbar in den Lebensgeschichten unserer Heimbewohnerinnen. Faszinierend ist es, wenn auf zertrampeltem Grund menschlich missbrauchter Seelen etwas Hoffnung wächst. Sie tastet sich ängstlich vor und ist verletzlich. Das sorgfältig gesuchte Gespräch und die bewusst gewollte Auseinandersetzung sind für viele Mädchen in unserem Heim erstmals erlebte, entscheidende Erfahrung. Werden Menschen, die sich verlassen fühlen, ernst genommen und an Wahrheiten herangeführt, die längst Fälliges klären, auch wenn es weh tut, so entsteht mehr Gutes, als wir ahnen. Es entsteht auch mehr Gutes, als wir ahnen, wenn die verunglimpften und heruntergekommenen jungen Menschen im Hinblick auf ein würdigeres Dasein zu Verhaltensweisen verpflichtet werden, die ihnen neue Selbstachtung verleihen. Sie haben solche Anleitung nötig, und sie sind auch dankbar, wenn mütterliche oder väterliche Begleiter sie zur eigenen Verantwortung anhalten. So gut sich dieses Gute anhört, so böse verfolgt sie das Böse. Es will, was sich zum Besseren wendet, nicht zulassen. Mit eigenartiger Macht zerstört und verbietet es hilfreiche Entwicklungen. Das Beste, das zur Unterstützung notwendiger Veränderungen gesucht und in die Wege geleitet wird, ist oft gleichsam zu gut, um als echte Chance ergriffen zu werden. Es entstehen bittere Umwege, ihr Preis ist oft hoch, zu hoch, und man fragt sich, weshalb entscheidende, lebensgestaltende Belange nicht direkter angegangen werden. Wie häufig brechen trotz ernst gemeinter guter Vorsätze und vieler Anstrengungen doch wieder alte Verhaltensweisen durch. Und was junge Menschen einmal besser machen wollten, schwimmt ihnen davon. Das Elend wiederholt sich oder führt bei den heutigen destruktiven Möglichkeiten in Dimensionen, die der Not im letzten Jahrhundert nicht unähnlich sind. Füllten damals



Martin Meier: «Der Ruf nach Innerlichkeit und nach sozialem Handeln gehört zusammen. Richtig verstandene Sozialarbeit lädt zu Gesinnungswandel ein. Ohne Änderungen in der Grundeinstellung gibt es in vielen entscheidenden Belangen keine Hilfe.»

Mädchenhändler, Prostitution und Toleranzhäuser die Friedhöfe und Siechenhäuser, so sind heute die harte Drogenszene mit ihren unbeugsamen Repressalien, die Geissel Aids, sind autonome Zentren, in denen 12- oder 14-Jährige voller Illusionen ihre Identität suchen, sind Spelunken, in denen unsere Mädchen durch den Dreck gezogen werden, Ausgangspunkte zu einer lebenszerbrechen-

den Lieblosigkeit und Hoffnungslosigkeit. Man tut immer mehr Böses, als man glaubt, wenn man Böses tut; aber auch immer mehr Gutes, als man ahnt, wenn man Gutes tut.

Die Anfänge der Evangelischen Frauenhilfe

Auffallend an den Anfängen der Evangelischen Frauenhilfe ist, wie selbstverständlich sich die Frauen an die Seite der unglücklichen Mädchen stellten. Der Ungeduld gegenüber einer Rückfälligen wurde entgegengehalten: «Wenn ich mit einer solchen Erziehung und in solchen Verhältnissen aufgewachsen wäre, so wäre ich sicher noch schlimmer als dieses arme Geschöpf.» So sprach die standesbewusste Ururenkelin des letzten edlen Schultheissen von Bern, und sie fuhr in anderem Zusammenhang fort: «Es tut diesen Frauen wohl, wenigstens einen Menschen zu besitzen, der über ihren gewöhnlichen, minderwertigen Freunden steht, dessen Urteil ihnen wichtig ist, zu dem sie aufschauen können, der warmen Anteil nimmt.» Wie sie sich dem einzelnen Schicksal annahm, so trat sie auch öffentlich für die Besserstellung der Frauen, besonders der in benachteiligten Verhältnissen lebenden, ein.

Entstanden ist die Evangelische Frauenhilfe in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Es war Zeit, die stille Empörung über soziale Mißstände zu durchbrechen. Von *weissem Sklavenhandel* war die Rede. Gemeint war damit ein weltweit organisierter Handel mit Mädchen für die Freudenhäuser der Städte. Ganze Karawanen waren unterwegs. Aus Südamerika schrieb eine Frau, dass wöchentlich 40 bis 50 Schweizermädchen und Elsässerinnen, Verkaufte oder noch zu Verkaufende, in Montevideo ankämen und dass allein in Buenos Aires rund 2000 Europäerinnen vorrätig gehalten würden. Händler durchzogen offenbar auch die Schweiz. Uneheliche Kinder, Waisen und Heimatlose waren leicht zu haben. Unbesonnene, Vertrauensselige wurden über Inserate angelockt. Die Kuppelei wurde nach gängigen Tarifen teuer bezahlt und entwickelte sich zu einer Art Mafia, die das lukrative Geschäft absicherte. In Bern, Biel, Basel, Zürich und Genf gab es Bordelle. Die Mädchen mussten sich registrieren und regelmässig untersuchen lassen. Sie wurden durch ihre Kleidung gekennzeichnet, teils gebrandmarkt und hatten, einmal in solche Verhältnisse geraten, kaum eine Chance, je wieder herauszukommen. Im Gefolge dieser Prostitution verbreiteten sich Geschlechtskrankheiten. Virusträgerinnen wurden abgesondert, weil sie unheilbar waren und deshalb als Gefahr galten. Dass Männer gleiches Unheil in viele Familien brachten, blieb tabu. An Geist, Seele und Körper kaputt, vegetierten die oft noch jugendlichen Frauen dahin, wurden Mütter mehrerer unehelicher Kinder, denen fast zwingend das gleiche Los bevorstand. Die Zeit musste kommen, wo ein solcher Skandal nicht mehr verschwiegen oder übergangen werden konnte.

Zweierlei wurde nötig:

- die Abschaffung der Bordelle sowie
- die Besserstellung und Betreuung benachteiligter Frauen.

Eine neue Sittlichkeit

Der Kampf gegen die Toleranzhäuser, um dem Mädchenhandel beizukommen, musste international angegangen werden; die karitative Tätigkeit konnte den lokalen oder regionalen Gegebenheiten überlassen bleiben. Was es brauchte, waren Persönlichkeiten, welche die unschicklichen Themen aufgriffen, sich exponierten und mit einer Vision die Aufgaben anpackten. Solche Frauen gab es viele und überall. Sie alle taten mehr Gutes, als sie ahnten, und zogen nichts

Ungebührliches auf sich selber. Bescheidenheit bei grosser Kraft war ihre Auszeichnung. Eine neue Sittlichkeit, persönlich verantwortet und gesellschaftlich verankert, war für sie das zentrale Anliegen.

«Schafft uns Jünglinge und Jungfrauen, die wieder mit reinern und heiligern Begriffen und mit dem Bewusstsein ihrer diesbezüglichen Aufgaben und Verantwortungen, namentlich dem kommenden Geschlecht gegenüber, in die Ehe treten.» (Kollektenblatt Nr. 23, Seite 5).

Solche Stimmen erklangen deutlich in den ersten Jahren, aber auch kritischere Äusserungen wurden getan; ich zitiere:

«Die gesamte Männerwelt weiss, dass die Vaterschaft genauso viele Verantwortung und Pflichten auferlegt als die Mutterschaft; dass es nie ein gefallenes Mädchen gibt ohne einen gefallenen Mann. Es gibt noch viel zu arbeiten, bis die Frauen und Mädchen dazu gelangen, an den Mann, dem sie die Hand zum Lebensbund reichen wollen, die Forderung der Reinheit vor der Ehe und die Ausschliesslichkeit in der Ehe mit dem gleichen Recht und derselben Bestimmtheit zu stellen, wie sie der Bräutigam an die Braut zu stellen gewohnt ist.» (Kollektenblatt 23, Seite 6).

Inspiziert durch Josephine Butler

Diese Äusserungen sind den ersten Blättern des *Verbandes deutsch-schweizerischer Frauenvereine zur Hebung der Sittlichkeit* entnommen. Die sogenannten *Sittlichkeitsvereine*, die 1929 in *Verband Frauenhilfe* und 1947 in *Evangelische Frauenhilfe* umbenannt wurden, entstanden durch die Vortragstätigkeit einer Frau, *Josephine Butler*. Sie kam über Beziehungen mit Quäkern und der etwa zur gleichen Zeit bedeutsamen Heiligungsbewegung 1875 erstmals nach Genf. Sie lebte in Liverpool und überwand den Verlust eines eigenen Kindes, indem sie Menschen aufsuchte, die unglücklicher waren als sie. An ihrem Wohnort lernte sie ein Hospiz kennen, das etwa 5000 verkommene und unheilbar kranke Frauen beherbergte. Hunger und Elend trieb diese auf der letzten Stufe des Mangels oder der Verderbtheit zusammen. Betroffen nahm Frau Butler einige dieser armen Kreaturen bei sich auf und kaufte ein zweites Haus. Ihre Tätigkeit erhielt unter dem Einfluss der aufkommenden Arbeiterbewegung rasch eine politische Dimension. Rücksichten auf Wahlen zwangen die Regierung, auf die «Frauenrevolte», wie es hiess, einzugehen. Nach heftigen Debatten mussten schliesslich Verordnungen gegen Ansteckungskrankheiten, mit denen gewöhnlich die Toleranzhäuser gerechtfertigt und die Registrierung und Zwangsuntersuchung von Frauen ziemlich willkürlich legitimiert wurden, zurückgenommen werden.

Josephine Butler wurde als kleines Mädchen durch den greisen *John Wesley* gesegnet. Durch ihn entstand gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine Volksbewegung zum Evangelium hin. Entsprechende Kreise wurden besonders in Genf, der Calvinstadt, stark und hatten einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf entscheidende Bewegungen von bleibendem Wert. Es fanden sich dort Gesinnungsgenossen, die in Freundschaft miteinander verbunden waren und deren Beziehungen über Kinder und Kindeskindern wirkten. Viele von ihnen nahmen die in der französischen Revolution stipulierten Rechte der freien Persönlichkeit auf, füllten sie mit einem hohen Verantwortungsbewusstsein und, was sie besonders auszeichnete, sie kamen aus einer Kopf, Herz und Hand umfassenden Gottesanschauung zu einer ebenso Kopf, Herz und Hand umfassenden Weltanschauung. Die politischen Veränderungen halfen überall mit, dass sich Männer – und in der Geschichte der Evangelischen Frauenhilfe ganz besonders auch Frauen – in

den Dienst gewonnener Einsichten stellten, sich von ihren Überzeugungen leiten und in Neues hineinführen liessen. Ein vergessenes Geschenk unserer Schweizergeschichte ist wohl, dass die Nachkommen aus *Patrizierfamilien* nicht kurzerhand durch das aufkommende Bürgertum liquidiert wurden. Sie mussten sich nur aus der Politik zurückziehen und gewannen dadurch die entscheidende Unabhängigkeit, um sich neuen Aufgaben der Zeit zu stellen. Es entstanden die Gemeinnützige Gesellschaft, die Evangelische Gesellschaft; Diakonissenhäuser, Krankenhäuser, die Asyle Gottesgnad, Kinderheime und Evangelische Schulen wurden gegründet, ebenso die internationale Bewegung der Christlichen Vereine Junger Männer und Frauen, das Rote Kreuz, das Blaue Kreuz, das Weisse Kreuz. Alle diese Werke, so unterschiedlich sie heute sind, waren in ihren Gründerzeiten durch engagierte Menschen der Tat aus kirchlichen Kreisen miteinander bekannt. Aus diesem Umfeld reisten 1875 Damen, die sich für eine grössere Sache engagieren wollten, nach Genf, um Josephine Butler zu hören. Sie kamen zu entschlossenem Handeln inspiriert zurück. Die in ganz Europa herumreisende Referentin formulierte, was viele Frauenherzen in heiligem Zorn bewegte:

«Das System der Toleranzhäuser, der Prostitution mit den Massregeln der Sittenpolizei sind eine fortdauernde Verletzung aller Gerechtigkeit. Wer bringt die abscheulichen Krankheiten in die Familien? Privathäuser werden nicht überfallen von öffentlichen Dirnen, nicht sie stecken die Mutter und durch die Mutter die Kinder an. Nein, leider die Männer, Gatten und Väter selbst sind die Träger der Ansteckung. Und die Polizei lässt ihnen völlige Freiheit. Von zwei gleich schuldigen Personen wird die betroffene, die bereits durch ihren Beruf aus der Familie und aus der Gesellschaft ausgeschlossen ist. Die Tränen, die auf den Sarg der Armen fallen, sind nicht geheuchelt. Oh hütet Euch, der Bitterkeit, die nur zu stark schon in der Brust der arbeitenden Klassen gärt, über die öffentliche Sittlichkeit noch neuen Nährstoff zu geben.» (Aus: «Eine Stimme in der Wüste», von Josephine Butler).

Frauen helfen Frauen

In dieser Art sprach Frau Butler auch in Neuenburg, in La Chaux-de-Fonds, in Lausanne und Bern, wo sie später noch einige Male hinkam. In Genf trafen sich nur zwei Jahre später, im Herbst 1877, 510 Teilnehmerinnen und Teilnehmer, um international dem weissen Sklavenhandel zu begegnen. Sie verabschiedeten eine Deklaration, dass die Gleichheit der Rechte keine Unterschiede des Geschlechtes zulasse und dass deshalb die Verordnungen gegen ansteckende Krankheiten, welche die Frauen diskriminierten, aufzuheben seien. Solches Gedankengut breitete sich aus. Was da und dort bereits privat angepackt wurde, erhielt anfangs der achtziger Jahre eine umfassende Vision. Den vielen verstossenen, in unwürdigen Verhältnissen lebenden Frauen können nur Frauen helfen. Sie sind die Stimme der Sittlichkeit und das gesellschaftliche Gewissen, das sich deutlich ausdrücken muss.

**Lebensklugheit bedeutet:
alle Dinge möglichst wichtig,
aber keines völlig ernst
zu nehmen.**

ARTHUR SCHNITZLER

«Wir Frauen müssten lernen, gross zu denken, viel zu lieben und einem hohen sittlichen Ideal nachzustreben. Hätten wir einmal ein Heer denkender, opferwilliger und doch bescheidener Frauen, dann müsste viel Elend von selbst verschwinden.»

Frauenhilfe mit einer politischen und einer pädagogischen Dimension

1887 wurden in der Stadt Bern in kurzer Zeit 3000 Unterschriften für eine Petition gesammelt, welche die *Schliessung der öffentlichen Häuser* zur Folge hatte. Der Erfolg ermutigte zur Solidarität. Der *Verein zur Hebung der Sittlichkeit* war gegründet. In anderen Regionen der Schweiz geschah ähnliches, so dass 1901 das Terrain für einen deutschschweizerischen Zusammenschluss vorbereitet war, rechtzeitig, um auf das entstehende *Zivilgesetzbuch* Einfluss zu nehmen. Abgestützt auf 1180 verschiedene Frauenvereine mit etwa 92 500 Mitgliedern, wurde verlangt, dass das heiratsfähige Alter vom zurückgelegten 16. auf das 18. Lebensjahr erhöht und dass der sittliche Schutz jugendlicher Mädchen gleichermassen verankert werde. Mit weiteren Eingaben erwirkten die Frauen eine Verlängerung der Klagefrist gegen uneheliche Väter sowie Garantien, um deren Unterhaltspflicht zu verankern. (Kollektenblatt Nr. 8, Unsere Eingaben). Ebenso engagiert, allerdings auf Bundesebene und in der deutschen Schweiz weniger erfolgreich, setzten sie sich für das *Frauenstimmrecht* ein. Auch für die *Berufsbildung der Frauen* wurde viel getan.

Auf lokaler Ebene entwickelte sich in Zusammenarbeit mit den zur gleichen Zeit und aus gleicher Quelle entstandenen *Vereinen der Freundinnen Junger Mädchen* eine intensive Tätigkeit. Bekannt blieben bis in die jüngere Zeit der Wienerberg, St. Gallen, der Pilgerbrunnen in Zürich, die Waschanstalt Brunnadern in Bern und die beiden Zufluchts Häuser für bedrängte Frauen an der Holeestrasse in Basel sowie der Sulgenhof oder heutige Heimgarten in Bern. Auch hier in Herisau, in Frauenfeld und an vielen anderen Orten gab es ähnliche Einrichtungen. Überall galt eine christliche Hausordnung, etwa nach dem Grundsatz: Bete und arbeite.

Weniger klar war, wie weit die Hilfeleistungen in den verschiedenen Häusern gehen sollte. Man wollte Erstgefallenen über die schwere Zeit der Niederkunft hinweghelfen, um sie vor Verzweiflung und Schaden zu bewahren und ihnen zu ermöglichen, Mutterliebe zu entwickeln. Man wollte aber auch polizeilich Bestraften Hand bieten, um sie zusammen mit Obdachlosen, Verstossenen oder aus irgendwelchen Gründen Entlaufenen zu einem geordneten Leben zurückzuführen. Viele Häuser taten sich über Jahre hinweg schwer, die verschiedenen Aufgaben zusammenzubringen. Andere begannen sich abzugrenzen und unterteilten ihre Einrichtungen in Mütterheime sowie in Erziehungs- oder Zufluchtsstätten.

Parallel zu den Heimgründungen entwickelten die Vereine zur Hebung der Sittlichkeit eine beachtliche Vortragstätigkeit. Landauf und landab wurde in Frauengruppen über die Aufgaben der Mütter und ihre Stellung in Familie und Gesellschaft gesprochen. Geläufige Themen waren: «Christliche Erziehung», «Wie reden Mütter mit Kindern über die Geschlechtlichkeit», «Welche Erwartungen stellen Frauen an ihre Männer.» Mit Themen wie «Wie können Männer ihre Frauen glücklicher machen» wurden auch die Männer miteinbezogen; ebenso mit Stichworten wie «Kinderelend – Kinderschutz», «Alkoholismus und Unsittlichkeit» oder «Schundliteratur und Kinematographie.» Auch entsprechende Schriften wurden weit verbreitet. Schliesslich begann man mit Ferien-

und Besinnungswochen für Frauen, um intensive Gemeinschaft zu pflegen und einander zu stärken.

Geprägt wurde die Arbeit durch echte Persönlichkeiten, die aus tief christlicher Überzeugung die Liebestätigkeit ernst nahmen. Sie widmeten sich dem einzelnen Schicksal und kämpften um bessere Verhältnisse insgesamt. Sie bauten auf das Gute im Menschen, hofften wider alles Hoffen, glaubten trotz aller Enttäuschungen und vertrauten auf den göttlichen Funken, der in jeder Menschenseele wachgerufen werden will.

Die Evangelische Frauenhilfe im Rückblick

Abschliessend seien einige persönliche Feststellungen zur Geschichte der Evangelischen Frauenhilfe erlaubt:

1. Kultivierte, gläubige Persönlichkeiten handeln

Mich beeindruckt, wie die Gründergeneration von Werken christlicher Liebestätigkeit sich aus kultivierten Frauen und Männern rekrutierte, die ihr Gewissen zu Rate zogen, sich exponierten und mit einer Vision die Probleme des sozialen Lebens und der Zeit entschlossen angingen. Es waren nicht Unzufriedene, nicht Ehrgeizige, nicht Aussteiger, nicht irgendwelche Autonomisten, auch nicht politische Drahtzieher oder irregeleitete Illusionisten; es waren senkrechte Persönlichkeiten, die aufgrund ihrer Gottesanschauung zu einer konkreten Weltanschauung kamen. Sie handelten und blieben nicht bloss die «Stillen im Lande» wie viele Fromme späterer Generationen. Es ist nicht zu unterschätzen, wieviel eigentlich wenige als zu verwaltendes Erbe hinterliessen.

2. Hohe Konsensfähigkeit im Handeln

Mich beeindruckt die hohe Konsensfähigkeit der Gründergeneration. Die Frauen kamen wohl mehrheitlich aus kirchlichen Kreisen, doch Zündstoff für Quertreibereien wäre gerade damals genug vorhanden gewesen. In der Westschweiz wurde die Trennung von Kirche und Staat vollzogen, in Bern und der Ostschweiz gab es Befürworter und Gegner; dazu solche, die sich als «Kirchlein in der Kirche» verstanden, später solche, die das Heil ausschliesslich im Jenseitigen suchten, und solche, die es im Sinne eines christlichen Sozialismus verdiesseitigten. Trotz derartiger Unterschiede verglichen sie nicht primär ihre Theologien, sondern sie taten gemeinsam Gutes. Das Vergleichen überliessen etliche ihren Männern, was ja auch nötig war, denn ohne Standort in bewegten Zeiten gibt es keine Haltung. Auch heute müssten aus den vielen sich widersprechenden Experten einige wegweisende Charismatiker von ähnlichem Schrot und Korn hervorgehen, denen es geschenkt wäre, einen breiter abgestützten Konsens zu bewirken.

3. Orientierung an der christlichen Sittlichkeit

Die Generation der Gründerinnen hatte eine an den Glauben gebundene Sittlichkeit. «Sittlich handeln kann nur Christus», steht in ersten Aufsätzen der Evangelischen Frauenhilfe. Die Gründerinnen hatten somit eine klare Orientierung, die sie in ihrem Leben und Arbeiten abbildeten. Diese Hingabe schenkte ihnen die Freiheit zu einem echt verantwortlichen Handeln. Freiheit braucht ein «Wozu» und entsteht erst richtig aus der Verbindung zu der Quelle, von der sie ausgeht. Freiheit kennt eine sittliche Verpflichtung und drückt sich in entsprechendem Gehorsam wirkungsvoll aus. Diese Paradoxie ist uns nicht mehr leicht zugänglich. Man möchte nicht einer Anschauung auf den Leim gehen, beruft sich auf die Eigenverantwortlichkeit und will nicht wahrhaben, dass der Mensch, soweit man ihn in der Schöpfungsordnung sieht, immer als Gegenüber, als Abbild der göttlichen Intention zu

verstehen ist. Dass Egoismus ins Chaos führt, wird je länger desto klarer erkannt; nur die Konsequenzen daraus werden so lange nicht gezogen, bis wohl wieder entdeckt wird, was oder wer dem Menschen Sittlichkeit gibt.

4. Zugang zu Sittlichkeit vermitteln

Aus den ersten Jahresberichten geht kein besonders strebsames Hinarbeiten auf Resozialisierung hervor. Offenbar nahm man das Unvermögen der Geplagten, der sicher oft auch unflätigen und ordinären Frauen als selbstverständlich hin, ordnete sie deshalb selbstverständlich in den gegebenen Wochenablauf ein; so wie jede mit dem Ursprung verbundene christliche Liebestätigkeit selbstverständlich ist und mit der entsprechenden Sittlichkeit selbstverständlich gelebt wird. Ich lasse ausdrücklich offen, ob dadurch die Wertempfänglichkeit und Wertgestaltungsfähigkeit der Heimbewohnerinnen nicht besser gefördert wurde als durch die vielen Methoden und Theorien unserer Zeit. Sozialpsychologie und Soziologie zu unterrichten ist an unseren heutigen Schulen, ob in Heimerziehung oder in Krankenpflege, bestimmt einfacher als Zugang zu Sittlichkeit zu vermitteln. Diese wird als in die Berufsmotivation miteingeschlossen und als Privatsache betrachtet, obschon gerade Erziehung auch eine öffentliche Aufgabe darstellt. Diese weitgehend als Dispens wirkende Haltung gewisser Ausbildungsstätten vermag in der Praxis je länger desto weniger zu genügen.

5. Sozialarbeit erfordert Gesinnungswandel

Die Vereine zur Hebung der Sittlichkeit wollten einen Gesinnungswandel bewirken. Ihre Mitglieder empörten sich über die unmoralische Art, wie mit Frauen verfahren wurde, und brachten zum Ausdruck, dass sozialer Friede letztlich nur durch gemeinsam beachtete Sittlichkeit gewährleistet ist. Diese Auffassung dürfte man wahrscheinlich prophetisch nennen. Sie ist geblieben und würde es gerade in unserer Zeit mit ihren bedrohlichen Problemen verdienen, neu beachtet zu werden. Der Ruf nach Innerlichkeit und nach sozialem Handeln gehören zusammen. Richtig verstandene Sozialarbeit lädt zu Gesinnungswandel ein. Ohne Änderungen in der Grundeinstellung gibt es in vielen entscheidenden Belangen keine Hilfe.

6. Welches sind die Werte unserer heutigen Wohlfahrt?

«Vereine zur Hebung der Sittlichkeit» – eine Bezeichnung, die zum Schmunzeln verleitet. Deshalb wurde der Name ja auch in «Evangelische Frauenhilfe» geändert. Und heute werden Stimmen laut, für die auch «Evangelisch» zu exklusiv klingt. Was äusserst progressiv war und es durchaus heute noch sein könnte, gilt bei vielen als einschränkend. Bei solcher Verwässerung des Grundgedankens stellt sich die Frage, wie sittlich unsere Wohlfahrt und wie sittlich unsere Art zu helfen überhaupt noch sind. Wie binden wir das Leben, in dem wir als Erzieher oder Betreuer wirken und unterrichten, an Werte? Wie bringen wir Glück, Freude, Liebe, Schöpfungs- und Schaffenskraft mit Schuld, Trauer, Leiden und Tod zusammen, so dass in allem Hoffnung und Zuversicht auf lebensgestaltende Kraft bis zum Ende berechtigt bleiben? Wie gehen wir schliesslich mit all jenen Situationen um, in denen der sittliche Imperativ nicht durchschlägt, alles irgendwie zu kurz bleibt und wo deshalb nicht mehr eine Sittlichkeit gefordert werden kann, die etwas erreicht, sondern nur noch eine, die lebt, weil sie lebt?

Die Gründerinnen der Evangelischen Frauenhilfe oder der Vereine zur Hebung der Sittlichkeit ahnten wahrscheinlich nicht, wieviel Gutes sie taten. Ihr Erbe verpflichtet. Im Wissen darum füge ich mich gerne in die Geschichte meiner Heimträgerschaft ein.

Die Stiftung «Gott hilft»

Von Dr. Heinz Zindel, Zizers

Die Auseinandersetzung mit *Emil Rupflin* – seinem Leben und seinem Werk – ist im Laufe meiner 25jährigen Mitarbeit in der *Stiftung Gott hilft* zu einem festen Bestandteil meines eigenen Lebens geworden.

Schon bevor meine Frau und ich uns entschlossen, Mitarbeiter in dieser Lebensgemeinschaft zu werden, war uns ihr Gründer und Leiter kein Unbekannter gewesen. Ich selber hatte erste Eindrücke von seinem Werk mit 15 Jahren bei einem Landdienstseinsatz in einem der Kinderheime bekommen.

Nun aber erlebte ich ihn als achtzigjährigen Pionier, der zwar durch einen kurz zuvor erlittenen Schlaganfall sehr beeinträchtigt war, aber immer noch dem Werk vorstand, obwohl er den engen Kreis seiner Wohnung kaum verlassen konnte. Wie stark sein Verantwortungsbewusstsein in und trotz aller Krankheit war, wurde mir anlässlich eines Besuches bei ihm bewusst. Als ich ihm aus der Arbeit der eben gegründeten Heimerziehereschule und aus dem Alltag der Kinderheime berichtete, fiel plötzlich sein Hörapparat aus, weil die Batterie ausgegangen war. Während seine Frau im Nebenzimmer eine neue Batterie holte, meinte er zu mir: «Wie bin ich froh um dieses Hörgerät; wenn ich es nicht hätte, ich müsste mich pensionieren lassen!»

Wenn ich Ihnen heute kurz über das Leben und das Werk Emil Rupflins berichten darf, so möchte ich mich mit meinen Ausführungen folgenden Fragen stellen:

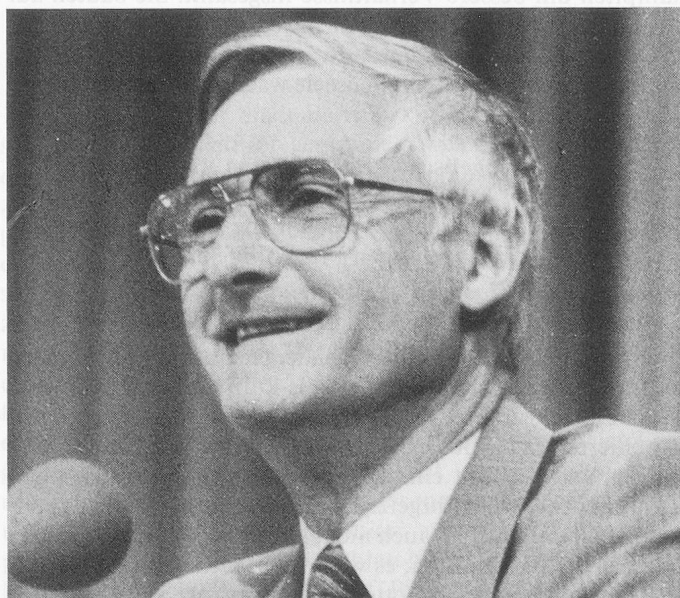
- Inwiefern kommt in der gegenwärtigen Arbeit der Stiftung «Gott hilft» noch etwas von den Intentionen des Gründers und von seinem Auftrag, den ihm Gott aufs Herz legte, zum Ausdruck?, oder:
- Wie weit hat der Name «Gott hilft» noch eine Bedeutung im erzieherischen und betrieblichen Alltag des Werkes? Ist er am Ende nur noch Aushängeschild im Briefkopf, im übrigen jedoch historische Reminiszenz?

I. Übersicht über die Entwicklung der Stiftung «Gott hilft»

«Gott kann alles, nur eines kann er nicht: die enttäuschen, die ihm vertrauen.» – Diese Aussage des China-Missionars *Hudson Taylor* war so etwas wie ein Lebensmotto des erzieherischen Pioniers *Emil Rupflin*, dessen aussergewöhnliches Leben für Hunderte von Mitarbeitern und mehr als dreitausend Kinder von entscheidender Bedeutung wurde. Entwicklung und Ausgestaltung dieses Lebens verlaufen vielen Vorstellungen und Regeln der Psychologie zuwider:

Emil Rupflin, Kind aus zerrütteten Ehe- und Familienverhältnissen, konnte weder eine höhere Schulbildung erwerben noch eine berufliche Lehrzeit zu Ende führen. Seine tapfere Mutter, von ihrem Mann verlassen, brachte ihre Kinder in ärmlichsten Verhältnissen nur mit Mühe durch.

Zu einer entscheidenden Wende für den Heranwachsenden und seine Familie wurde die Begegnung mit der *Heilsarmee*, die dem Jungen den tiefen Eindruck vermittelte, dass Gott in Jesus Christus sich der Lebensnot des einzelnen Menschen annimmt. Selber Heilssoldat geworden, meldete sich der junge Rupflin für die Offiziersausbildung an. In dieser harten



Dr. Heinz Zindel: «Wir sind Menschen, die sich immer wieder einiges schuldig bleiben und trotzdem – oder gerade deshalb – die beglückende Erfahrung machen, dass ‚Gott hilft‘.»

Schulungszeit standen ihm Vorbilder vor Augen, die er durch intensive Lektüre von Biographien bekannter Männer der Kirchen- und Missionsgeschichte kennenlernte. Er identifizierte sich dermassen mit diesen Gestalten, dass ihn ein Vorgesetzter zurechtwies: «Gott will aus dir keinen Georg Müller, Hudson Taylor oder Pestalozzi machen; du sollst ein echter Rupflin werden!»

Wenige Jahre später stand er mit seiner jungen Frau auf dem Heilsarmeeposten in Chur im Einsatz. Dort erlebte er während der Zeit des 1. Weltkrieges in seiner Gemeindegemeindearbeit eine unvorstellbare Not in Ehen und Familien, unter der vor allem die Kinder zu leiden hatten. Als er eines Tages ungewollt Zeuge einer Verzweiflungstat wurde – eine Mutter stand eben im Begriff, sich und ihre Kinder umzubringen –, war sein Entschluss gefasst: Er wollte sein Leben in den Dienst Gottes an heimatlosen Kindern stellen.

Mit diesem Entschluss erlebte er jedoch zunächst eine bittere Enttäuschung. Die Heilsarmee wollte ihm auf seine Bitte hin eine solche Aufgabe nicht anvertrauen. So beschloss er im Jahre 1916, sich vom Werk der Heilsarmee zu trennen und – ohne jegliche Hilfe von aussen – ein *Kinderheim* zu eröffnen. Dies war der Anfang einer nicht mehr endenden Kette von Erfahrungen der Treue Gottes, in dessen Auftrag er sein Lebenswerk sah.

Es begann damit, dass er eine erste Gabe in einem Briefumschlag mit folgender Adresse erhielt: An das *Kinderheim «Gott hilft»*, Felsberg. Von diesem Tage an stand die nähere Bezeichnung für sein Heim fest. Weitere Erlebnisse folgten: Naturalgaben, Geldspenden und zur Mitarbeit bereite Menschen fanden den Weg ins kleine Heim. Diese Erlebnisse standen in derart offensichtlichem Zusammenhang mit den ernsthaften und anhaltenden Gebeten der Mitarbeiterschar, dass keiner dieser Pioniere je im Zweifel war: Hier hatte Gott die Hand im Spiel.

Vertrauen in die Führung Gottes

Nach dem Ersten Weltkrieg entwickelte sich das Werk stürmisch. Zehn Jahre nach der Gründung lebten bereits 250 Kinder in 10 Heimen der Stiftung. Auch in dieser Zeit erfuhr Emil Rupflin mit seinen Mitarbeitern täglich etwas von «den grossen Taten Gottes». Dem sich ausbreitenden Werk wurden weitere Häuser geschenkt. Aber auch Mitarbeiter kamen oft auf seltsame Weise und genau zur rechten Zeit.

Neben göttlichen Führungen erlebte der nun weitherum bekannte und anerkannte Leiter auch Enttäuschungen und Niederlagen. Zum Beispiel damals, als sich ein grosser Teil seiner Mitarbeiterschaft gegen ihn stellte und seinen Rücktritt forderte, da er – in der Vollkraft seiner Jahre – der Aufgabe nicht mehr gewachsen sei, wie sie sagten. Emil Rupflin nahm den Vorwurf entgegen und verliess mit seiner Frau, ohne Gegenmassnahmen zu ergreifen, seinen Wirkungsort, um in der Stille eines Bergdorfes über die Sache nachzudenken, die auftauchenden Fragen vor Gott zu bewegen und ihn um Klarheit zu bitten. In dieser Abgeschiedenheit erreichte ihn die Anfrage eines ostschweizerischen Waisenvereins, ob sein Werk bereit sei, ein grosses Heim mit vollständiger Landwirtschaft kostenlos entgegenzunehmen. Mit diesem «Geschenkgutschein» in der Tasche kehrte er nach Hause zurück, wo sich ihm die Mitarbeiter erneut unterstellten und ihn als Leiter bestätigten.

Er war allerdings kein einfacher Vorgesetzter. Seine Vorstellungen von Dienstbereitschaft, Hingabe und Gehorsam stammten aus der Heilsarmeezeit. Seine «Personalführung» war dementsprechend. So konnte es vorkommen, dass er am Ende einer Wochenschlussandacht einen Notizzettel hervorzog und die Namen aller Mitarbeiter bekannt gab, die am folgenden Montag in ein anderes Heim umzuziehen hatten, um dort für eine kurze oder unbestimmte Zeit ihren Dienst aufzunehmen. Über das Wochenende hatten die Betroffenen Zeit, ihren Hausrat, der meist in etwa zwei Koffern Platz hatte, zu packen.

Emil Rupflin war aber nicht nur ein strenger Patriarch, der sein Werk mit fester Hand leitete. Er hatte auch ein feines Empfinden für die Bedürfnisse der Mitarbeiter und nicht zuletzt ein differenziertes Einfühlungsvermögen, wenn es um Fragen des erzieherischen Zugriffs bzw. der pädagogischen Zurückhaltung ging. So wurde er als Pionier der Heimerziehung wegweisend in unserem Land.

Ein Pionier der Heimerziehung in der Schweiz

1. Das pädagogische Konzept Rupflins gründete auf dem *Prinzip der Nähe, der Intimität*. Seiner nach drei Jahrzehnten auf 350 Kinder angewachsenen Heimfamilie war er ein Vater, der hinsichtlich der Lebensgestaltung, der baulichen Verhältnisse in den Heimen, aber auch des persönlichen Umganges mit dem einzelnen als Modell die Familie vor Augen hatte. Die Kinder wurden zwar anfänglich – wie dies in den zwanziger Jahren noch üblich war – in getrenntgeschlechtlichen und nach Alter gesonderten Gruppen erzogen. Dies änderte sich grundsätzlich, als Rupflin 1930 Eva von Thiele Winckler besuchte, die in Schlesien eine grössere Zahl von Kinderheimen gegründet hatte und leitete. In jener «Kinderheimat» erlebte er eine überzeugende und für ihn beispielhafte *Familienpädagogik*. Kaum heimgekehrt, stellte er alle sein Heime konsequent auf eine familiäre Struktur mit Koedukation und Altersstreuung um und wurde damit wegweisend für einen weiteren Schritt in Richtung moderner Gruppenpädagogik in der Schweiz.

2. Auch in anderen Bereichen der Heimerziehung wirkte er mit «Pilotprojekten» anregend und wegweisend auf seine

An die VSA-Veteranen

Alle VSA-Veteranen sind herzlich zu der bereits **10. jährlichen Zusammenkunft** eingeladen. Sie findet statt am **Mittwoch, dem 5. Oktober 1988**, im **alt ehrwürdigen Städtchen Zofingen**

Programm:

ab 10.30 Uhr
Besammlung der Teilnehmer beim Hotel Zofingen.
(Nur 5 Minuten oberhalb des Bahnhofes.)

11.00 Uhr
Begrüssung und Orientierung durch einen Vertreter des Stadtrates.

12.00 Uhr
Gemeinsames Mittagessen im Hotel Zofingen.
Freies Gespräch, gemütliches Beisammensein, gemeinsames Singen einiger Lieder.

15.30 Uhr
Abschluss des gemütlichen Teils.

15.45 Uhr
Führung durch die Stadt Zofingen. Die Führung dauert 1 bis 1½ Stunden. Sie ist organisiert durch den Chef des Verkehrsbüros, Herrn Kurt Blum.

Liebe Veteranen,

Ein Besuch im Städtchen Zofingen, das prächtige Altstadtquartiere aufweisen kann, lohnt sich. Erst recht freuen wir uns, wieder alte Freunde und Bekannte treffen zu dürfen. Machen Sie sich für diesen Tag frei. Sie erhalten noch eine persönliche Einladung mit einem Anmeldetalon.

Also, am 5. Oktober auf nach Zofingen!

Für das OK *Gottlieb Stamm*

Umgebung. So bewegte ihn schon früh der Gedanke einer umfassenden *Elternarbeit*. Bevor Hch. Hanselmann seine Gedanken zur «Sanierung des Milieus» im Hörsaal äusserte und sein Nachfolger Paul Moor forderte: «Wir haben nie nur das entwicklungsgehemmte Kind als solches zu erziehen, sondern immer auch seine Umgebung», fasste er konkrete Schritte ins Auge. So erwarb er 1944 ein altes Hotel, um es zu einer Tagungsstätte für Elternarbeit auszubauen (Müttererholungswochen, Familienfreizeiten, Elternschulung usw.). Dieser Plan scheiterte allerdings, und zwar an denselben Schwierigkeiten und Hindernissen, welche noch heute einer umfassenden Elternarbeit Grenzen setzen. Der abgebrochene Versuch liess Rupflin aber auf weitere Bedürfnisse aufmerksam werden. Innert weniger Jahre entwickelte sich das Haus in Seewis zum *Bibel- und Erholungsheim*, das als Tagungszentrum für Freizeiten, Gemeindefreizeiten und als Seelsorgezentrum für Randgruppen der Gesellschaft einen wichtigen Beitrag zur «Sanierung von Familien» leistete. Zwei weitere *Häuser für Verkündigung und Seelsorge* kamen 1960 und 1970 dazu.

3. Ein besonderes Anliegen Emil Rupflins war die *Aus- und Weiterbildung der Mitarbeiter* durch Einkehrtagungen (geistliche Zurüstung) und Fachtagungen (pädagogische Kursarbeit). Dabei befand er sich ständig in einem notvollen inneren Zwiespalt. Er hatte zeitlebens mit Minderwertigkeitsgefühlen zu kämpfen, weil er sich einerseits seines Mangels an beruflicher und fachlicher Ausbildung immer wieder bewusst wurde und andererseits sich selber zu wenig klar darüber war, wieviele Gaben für den Umgang mit Menschen ihm Gott

geschenkt hatte. Dieses Empfinden eines persönlichen Ungnügens weckte in ihm Widerstände gegen wissenschaftliche Ausbildung. Im Tiefsten aber war er überzeugt von der Notwendigkeit einer fachlichen Zurüstung seiner Mitarbeiter, die mit Hingabe und Glaubenstreue in seinen Reihen dienten. So wuchs in ihm, angeregt durch initiative Mitarbeiter und gedrängt durch die Tatsache, dass künftige Mitarbeiter nicht nur engagierte Christen, sondern ausgebildete Fachleute zu sein hatten, die Vision einer *werkinernen Berufsausbildung für Heimerzieher*. Sie sollte zwei Ziele verfolgen:

Gewinnung von Erziehern, die sich – im Glauben motiviert und fachlich engagiert – als künftige Mitarbeiter (Gruppenleiter und Heimleiter) zur Verfügung stellen könnten, und Weiterbildung der bereits tätigen Mitarbeiter. In hohem Alter erlebte er 1964 noch die Gründung der *staatlich anerkannten Heimerzieherschule*, an deren Entwicklung er bis zu seinem Tod im Jahre 1966 regen Anteil nahm.

Heute sind über 90 Prozent aller in der Stiftung tätigen Erzieher und mehr als die Hälfte aller Heimleiter ehemalige Schüler unserer Heimerzieherschule. Das gibt uns die Grundlage für eine gewisse «*unité de doctrine*» hinsichtlich der Lebensgestaltung und des pädagogischen Konzepts, was wir als hilfreich empfinden. Die gleichzeitig auftretende Gefahr eines beruflichen und gemeinschaftlichen Ghettos muss allerdings immer wieder durch Kontakte und Zusammenarbeit mit anderen Institutionen und Fachkreisen gebannt werden.

4. Die Stärke und Durchschlagskraft der Pionierzeit lag indessen in der *diakonischen Lebensgemeinschaft*, deren Strukturen von der Lebensform der Heilsarmee geprägt wurden. Die Mitarbeiter bildeten eine grosse Schicksalsgemeinschaft, die in tiefem Vertrauen auf Gottes Durchhilfe sozusagen von der Hand in den Mund lebte und dabei aussergewöhnliche Glaubenserfahrungen machte. Sie bezogen ein bescheidenes Taschengeld, das Ausdruck der gleichen äusseren Bedingungen und eines einfachen Lebensstils war, und vertrauten im Blick auf die täglichen Bedürfnisse ihres Lebens und Dienstes auf die Hilfe Gottes. Diese Hingabe wird uns heute noch lebendig in der Begegnung mit unseren Pionieren, die ihren Lebensabend im Altersheim, dem eigentlichen *Feierabendhaus* der Stiftung, verbringen. Gegen 40 ehemalige Mitarbeiter wohnen dort in einer Lebens- und Arbeitsgemeinschaft besonderer Art, in der jedes Mitglied noch nach Massgabe seiner Kräfte und Wünsche an der Besorgung der täglich anfallenden Aufgaben teil hat. Die lebendige Verbundenheit mit dem Auftrag der Stiftung zeigt sich aber auch in der Anteilnahme am täglichen Geschehen und in der treuen Fürbitte für Mitarbeiter, Kinder und Gäste.

Beim näheren Hinsehen werden auch Gefahren des jahrzehntelangen unermüdlichen Einsatzes sichtbar. Unsere Alten haben zwar einen vorbildlichen Einsatz geleistet, aber auf der andern Seite oft nicht gelernt, Mussezeiten einzuschalten, sich Ruhe zu gönnen oder die Freizeit anregend und erfüllend zu gestalten. Nun müssen einige von ihnen in Zeiten abnehmender Kräfte und zunehmender Hilflosigkeit lernen, loszulassen statt anzupacken und bedient zu werden statt zu dienen. Sie machen aber gleichzeitig und schrittweise die beglückende Erfahrung, dass sie in Gottes Augen nicht wertgeschätzt sind um ihres unermüdlichen Einsatzes willen, sondern weil sie der Herr ohne Ursache liebt.

II. Wie weit entspricht unsere Arbeit heute noch dem ursprünglichen Modell der Pionierzeit?

Wir sind eine Lebens- und Arbeitsgemeinschaft geblieben:

1. Das Leben dieser Mannschaft, die etwa 150 Mitarbeiter, kurzfristige Helfer und Praktikanten unserer Heimerzieher-

schule umfasst, ist weiterhin stark geprägt durch die *diakonische Struktur* der Stiftung Gott hilft. Jeder Mitarbeiter, welche Funktion er auch ausübt, steht unter den gleichen äusseren Bedingungen, indem für ihn nebst einem Taschengeld die täglichen Bedürfnisse im Rahmen eines einfachen Lebensstils abgedeckt sind. Wir leben in *Hausgemeinschaften* beisammen, soweit sich dies organisch und im Sinne eines gemeinsamen Dienstauftrages einrichten lässt.

Diese verbindliche Lebensform gilt auch für die Schüler der Ausbildungsstätte, die zusammen eine Wohngemeinschaft bilden, obwohl sie nicht zum vorneherein als potentielle Mitarbeiter gelten. Dass jedes Jahr einige von ihnen bei uns bleiben, ist für uns entscheidend, für die Weiterführung der Arbeit im Werk sogar lebensnotwendig, wird aber von niemandem stillschweigend erwartet.

Anfänglich hatte Emil Rupflin eine Mitarbeiterschaft vor Augen, die sich lebenslänglich in den Dienst des Werkes berufen wusste. In den von ihm angeordneten «Einsegnungsfeiern» wurde zwar kein Gelübde abgelegt, jedoch unausgesprochen angenommen, ja sogar erwartet, dass der eingesegnete Mitarbeiter seinen *Dienst auf Lebenszeit* verstehe. Erst als der dynamische Leiter mehrere Male eine herbe Enttäuschung erlebte, weil eine grössere Zahl von eingesegneten Mitarbeitern das Werk verliess, andere aber, die sich nicht hatten verpflichten wollen, über Jahrzehnte mitarbeiteten, fiel der Erwartungsdruck weg.

Heute ist es ins Ermessen und in die Verantwortung des einzelnen gestellt, wie lange eine Mitarbeit dauern soll. Von den erzieherisch tätigen Mitarbeitern erwarten wir allerdings eine *minimale Dienstzeit* von ungefähr fünf Jahren, in den heilpädagogischen Pflegefamilien von 10 Jahren, weil wir die Konstanz der Betreuung als konstitutiv für eine heilpädagogische Arbeit erachten. Diese Regelung, die nicht ein unumstössliches Gesetz, sondern Zielvorstellung ist, konnte bis jetzt durchgehalten werden und erwies sich als sehr hilfreich in der erzieherischen Arbeit.

2. Grosse Unterschiede zur Pionierzeit ergeben sich in den Führungsprinzipien, Arbeitsstrukturen und den Formen der Zusammenarbeit. Sowohl im einzelnen Heim als auch in den Leitungsgremien der Stiftung hat der *Team-Gedanke* sich durchgesetzt. Dabei sind die Wirkungen der Pionierzeit spürbar und hilfreich. Sie kommen zum Beispiel dadurch zum Ausdruck, dass bei uns die Überzeugung vorherrscht, Teamarbeit ohne feste *Leitung* durch einen Verantwortlichen führe, auf jeder Funktionsstufe der Arbeit, weg von der Effizienz, von der Motivation und von der Klarheit über den eigentlichen Arbeitsauftrag der Gemeinschaft.

Stark verändert hat sich in der Praxis die Art und Weise der Besetzung von offenen Stellen. Während früher der Mitarbeiter sehr oft spontan und ohne grössere Bedenken dort eingesetzt wurde, wo gerade Not am Mann war, stehen heute die Gaben, Neigungen und berufliche Voraussetzungen im Vordergrund.

3. Eines ist gleich geblieben: Die Aufgabe, gemeinsam zu leben und zu arbeiten, ist eine *grosse Herausforderung* und eine anspruchsvolle, oft harte Arbeit geblieben. Vor dieser Aufgabe stehen wir immer wieder neu, beglückt über den Reichtum, den sie uns anbietet, gestärkt und gefestigt durch Veränderungen, die wir persönlich erfahren, oft aber auch hilflos, die persönlichen Grenzen erleidend und deshalb dankbar über kleine Fortschritte. Wir sind Menschen, die sich immer wieder einiges schuldig bleiben und trotzdem – oder gerade deshalb – die beglückende Erfahrung machen, dass «Gott hilft».